

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 25 (1945-1946)
Heft: 4-5

Rubrik: Kulturelle Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ziemlich plötzliche Ausweisung Lavals eine gewisse augenblickliche Entlastung eintreten zu lassen.

Und so hat denn in der Berichtsperiode am Ende zweifellos der *Prozeß gegen Marschall Pétain* das Hauptinteresse auf dem Felde der europäischen Angelegenheiten in Anspruch genommen. Das öffentlich durchgeführte Verfahren hat dabei über manche Dinge gewiß neuen Aufschluß erteilt und Blickpunkte in den Vordergrund gerückt, die vielleicht bisher doch vielerorts weitgehend übersehen worden waren. So erscheint denn vor allem *der Abschluß des Waffenstillstandes vom 25. Juni 1940* in einem etwas neuen Lichte einmal insofern, als anscheinend weder Pétain noch Weygand als erste von einem Waffenstillstand gesprochen haben, sondern eine durchaus zivile Stelle, nämlich der Präsident der Republik, Lebrun, dies tat. In diesem Bereiche hatte nun zweifellos die Aussage des Generals Weygand eine Bedeutung, die nicht übersehen werden kann. Der alte Haudegen hat vielleicht am klarsten von allen gesprochen. So ist doch wohl sicher anzunehmen, daß im Falle einer Weiterführung des Krieges durch Frankreich die deutschen Truppen nicht nur das ganze Land in Besitz genommen, sondern sich auch am Mittelmeer festgesetzt hätten. Aber eben nicht nur das. Sie wären außerdem in der Lage gewesen, die nordafrikanischen Gebiete Frankreichs in Anspruch zu nehmen, nachdem Tunesien sozusagen von Truppen völlig entblößt, und außerdem weder in Algier noch in Marokko eine schlagfertige Armee vorhanden war, und vor allem dort auch nicht die geringsten Einrichtungen für den Unterhalt der Truppen und ihren Nachschub bestanden. So hätte denn wohl die Verweigerung des Waffenstillstandes Deutschland alle Chancen gegeben, Nordafrika in Besitz zu nehmen, während nun anderseits im Gegenteil gerade durch diesen Waffenstillstand die alliierte Landung im Jahre 1942 tatsächlich erst möglich geworden ist, wie mehrere Zeugen bestätigten. Aus diesem Grunde hat jedenfalls der Vertreter des Staates im Verlaufe des Prozesses denn auch die Beteiligung des Marschalls am Abschluß des Waffenstillstandes, soweit sie zum Anklagepunkt erhoben worden war, ausgeschieden, und so diesen Punkt fallen lassen.

Zürich, den 11. August 1945.

Jann v. Sprecher.

★ Kulturelle Umschau ★

Das Zuozer Freilichtspiel «Ils duos Travers» (Die Brüder Travers)

«Hier thronet Zuoz in flacher Felder Schoos,
Die Pflegerin des Geists, beglückt mit Söhnen
Apolls, den Schöpfern stillerhabnes Werks.»

(S. Lemnius, Raeteis, Lib. IV, V. 1049/50. Siehe Sieveking, Rätia, 1942, Nr. 1.)

So besingt schon Lemnius im 16. Jahrhundert das heimelig schöne Engadinerdorf Zuoz. Noch heute lehnen sich die festgefügtengadinerhäuser behäbig an den sanften Berghang und scheinen für die Ewigkeit gebaut zu sein. Aber auch die Spur der Erdentage jener Söhne Apolls, die Lemnius erwähnt, ist nicht untergegangen. Zuoz hat Tradition. Und eine gute Tradition ist ein Segen für den einzelnen Menschen

wie für ganze Völker. Schon im 11. Jahrhundert war Zuoz der Hauptsitz der bischöflichen Domänen im Oberengadin. Durch die im folgenden Jahrhundert (1295) errungene führende Stellung der Familie von Planta stieg Zuoz rasch zum Hauptort des ganzen Oberengadins empor und war lange Zeit auch Sitz des Hochgerichts. Ohne Zweifel ist es zum guten Teil dem Einfluß der Oligarchie von Planta zuzuschreiben, wenn gerade Zuoz (später auch Samaden) in kultureller Hinsicht Jahrhunderte lang beinahe städtisch anmutende Züge aufwies und in den Drei Bünden geistig führend war.

Zuoz ist die Heimat Gian Travers', des bedeutendsten bündnerischen Staatsmannes des 16. Jahrhunderts, des ersten romanischen Dichters, des Begründers der romanischen Schriftsprache, der aber zugleich auch ein großer Förderer der Reformation im Engadin war, «ein Mann, der in jeder Tugend unerreicht dasteht» (Campell). In den folgenden Jahrhunderten ist Zuoz' geistige Blüte nicht minder gut vertreten. Namen wie: Fortunat von Juvalta, Görin Wiezel, Lurainz Wiezel, Henricus Gritti haben in ganz Bünden einen guten Klang. Und die Geschlechter Raschèr, Schucan, Danz, Roedel, Gilli u. s. w. stellen sich bis in die Gegenwart hinein würdig an die Seite der Genannten.

Es ist darum kein Zufall, daß die erste dramatische Vorstellung nicht nur im Engadin, sondern in den Drei Bünden überhaupt in Zuoz stattfand. Es war im Jahre 1534, als der obenerwähnte Gian Travers seine «Histoargia da Joseph» (die Geschichte des nach Ägypten verkauften Joseph) hier aufführte. (Nicht die «Histoargia dalg filg pertz», die er 1542 zur Aufführung brachte, wie es im Vorwort zum Textbüchlein des diesjährigen «Freilichtspiels» von Artur Cafilisch irrtümlicherweise heißt.) Um Verwechslungen vorzubeugen, sei schon hier gesagt, daß die «Brüder Travers» von A. Cafilisch, Gian und Duri Travers, Urenkel des mehrmals erwähnten Dichters und Staatsmannes gleichen Namens sind.

Das Freilichtspiel «Ils duos Travers» erinnert uns an die leidvollste Zeit der Bündnergeschichte, an die politischen, religiösen und kriegerischen Wirren der Jahre 1617—1621. Die Synode von Bergün, das Thusner Strafgericht, der Veltliner Mord, die Wormser-Züge, die Ermordung des Pompejus Planta und die Einfälle der Österreicher unter Baldiron bilden den düsteren historischen Hintergrund und zugleich auch die Meilensteine der dargestellten Handlung.

Die Zerrissenheit und Ziellosigkeit im Denken und Fühlen der einzelnen Menschen und der politischen und religiösen Parteien offenbart sich deutlich im Wortgefecht des Obersten Salis mit Gian Travers, in der hitzigen Auseinandersetzung zwischen Gian und Duri Travers, aber auch in der beklemmenden, ängstlichen Ratlosigkeit der Synodalherren, die den feurigen und beredten Jenatsch und den fanatischen Blasius Alexander verurteilen sollten, und nicht zuletzt auch in den zu keinem tatkräftigen Entschluß fähigen Gerichtssitzungen. Befreiend und belebend wirken darum die Volksszenen, besonders die prächtige Verlobungsszene im 1. Akt. Im zweiten Akt erreicht die dramatische Spannung einen bemerkenswerten Höhepunkt in der — man könnte sagen, fahrlässigen Tötung Albertinis durch Duri Travers und durch die Flucht des letzteren; denn daß ein Travers der Mörder ist, hat das herbeigeeilte Volk als letztes Wort des Sterbenden vernommen. Gian Travers und die Verlobte seines entflohenen Bruders, Perpetua Planta, sind die einzigen Zeugen dieses Mordes, und beide sind entschlossen, den wahren Sachverhalt nicht zu verraten. Perpetua spricht das stolze, schöne Wort: «Wenn eine Planta ihr Wort verpfändet, so weiß sie, daß versprechen — halten heißt.» Vor Gericht bekennt Gian: «Ich bin der Mörder» und nimmt schweigend sein Todesurteil entgegen. Doch Perpetua, von dieser hochherzigen brüderlichen Gesinnung überwältigt, beruft sich in diesem eindrucksvollsten Augenblick des Dramas auf einen Paragraphen der Kriminalstatuten, wonach ein zum Tode Verurteilter begnadigt werden muß, «wenn eine Jungfrau aus adeliger Familie und untadeligen Rufes sich des Verurteilten erbarmet und erklärt, selbigen unverzüglich zum Traualtar führen zu wollen», und sie rettet Gian Travers.

— Dringende Hilferufe aus dem Unterengadin veranlassen eine neue Zusammenkunft des Rates. Das Volk strömt erregt auf dem Dorfplatz zusammen und ist empört über den abschlägigen Beschluß des Rates. Da erscheint, in einem psychologisch gut gewählten Augenblick, ein Obrist, hoch zu Roß in Harnisch und mit geschlossenem Visier. In flammender Rede erinnert er das Volk an die durch Eid bekräftigte Hilfspflicht und Treue den bedrohten Bundesgenossen gegenüber. Die anwesenden Männer versprechen, ihm noch gleichen Tags in den Kampf zu folgen. Da öffnet der Unbekannte das Visier, und siehe, es ist Duri Travers, «der Held in der Geschichte des Vaterlandes», wie ihn sein Bruder Gian und Perpetua, vielleicht in etwas übertriebener Begeisterung nennen. Ist es im Taumel dieser Begeisterung «fürs Vaterland», oder geschieht es nach vorbedachtem Plan, wenn Gian auf die ihm angetraute Lebensretterin zugunsten seines Bruders verzichtet und diese ihr gegebenes Wort bricht und nun zum zweiten Mal zur Trauung — diesmal mit Duri Travers — unter dem Jubel des Volkes schreitet. Dann erst zieht der Held ins Feld! Warum dieser Rücksturz ins Tägliche, ins Menschlich-Allzumenschliche? Damit stoßen wir auf ein Problem, das einer langen Erörterung wert wäre. Das ist aber nicht der Zweck dieser Zeilen. Wir möchten nur möglichst vielen Nichtromanen und Romanen den Besuch dieser sehr erfreulichen Kundgebung romanischer Kultur bestens empfehlen.

Die meisten Rollen sind gut besetzt, das Spiel verrät ein bedeutendes Können der Darsteller und vor allem die zielbewußte Leitung eines tüchtigen Regisseurs (August Schmid von Zürich), die Sprache ist, wie wir es bei Artur Caflisch gewohnt sind, musikalisch und markig, eine ganze Gemeinde ist an der Aufführung direkt oder indirekt beteiligt, so daß die Veranstaltung ein Gemeinwerk im besten Sinne des Wortes ist. Sollte es für die noch folgenden Aufführungen möglich sein, die Vorhangbühne durch die einzigartig schöne, natürliche Dekoration: Chesa Planta, Baselgia, Cluchè e Crusch alva zu ersetzen, so würde das Freilichtspiel an Natürlichkeit, Würde und Weihe bedeutend gewinnen.

Rudolf Tönjachen.

«Trivium»

Als im Oktober 1942 die erste Nummer dieser literarischen Vierteljahrschrift erschien, gehörte der Rezensent zu denen, die ihr eine nur kurze Lebensdauer voraussagten, und zwar vor allem deshalb, weil sie mit ihren hohen wissenschaftlichen Qualitäten in unserem kleinen Einzugsbereich nach seiner Meinung weder auf die genügende Anzahl Abonnenten noch auf einen hinreichenden Mitarbeiterkreis rechnen durfte¹⁾. Die nun schon über mehr als zwei Jahrgänge stets unbeirrbar innegehaltene Linie straft die pessimistische Vermutung Lügen. Wir freuen uns dessen umso mehr, als das Unternehmen den Erfolg weniger einer Konjunkter als seinem bedeutenden wissenschaftlichen Rang zu verdanken hat. Die Sauberkeit der Methode, die diese literaturwissenschaftlichen Untersuchungen auszeichnet und die gerade auf diesem Gebiete durchaus keine Selbstverständlichkeit ist, machen die Arbeiten und ihre Ergebnisse auch dem Nichtfachmann wertvoll. Das «Trivium» wirkt — das kann schon festgestellt werden — befruchtend auf andere wissenschaftliche Disziplinen; wir denken vor allem an jene Wissenschaften, die sich wie etwa die Psychiatrie oder die Rechtswissenschaft mit dem Phänomen der Sprache irgendwie auseinandersetzen müssen. Es darf auch hervorgehoben werden, daß sich bis anhin die Leitung der Zeitschrift von jeglichem Zelotismus ferngehalten hat, wenn auch der Begriff «Stil» hier eine allzuweite Ausdehnung erfährt. Die Methode der Stilkritik, die der Zeitschrift vor allem das Gepräge gibt, ist so weit gefaßt und läßt so viele Möglichkeiten offen, daß den Sonderbegabungen und —

¹⁾ Trivium, Schweiz. Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Stilkritik. Fretz & Wasmuth, Zürich. Vgl. Besprechung Oktoberheft 1942, S. 406—408.

was bedeutsamer ist — den mannigfaltigen dichterischen Kunstwerken kein Zwang angetan wird, es sei denn der einer Bändigung des Ausmaßes, einer bestmöglichen Klarheit des Stils und einer steten Besinnung auf die gestellte Aufgabe. Besonders schön umgrenzt Theophil Spoerri in seiner *Lettre à un collaborateur* (Jahrgang II, Heft 1) das Maß, womit hier gemessen wird und weist auf die Gefahr hin, die jedem Interpretieren zu jeder Stunde droht:

«On trouve trop facilement toutes les idées qu'on veut dans un auteur qu'on étudie. Et l'auteur lui-même donne quelquefois comme siennes des idées qu'il croit avoir faites siennes et qui ne le sont pas. Certainement vous serez d'accord avec nous que seules les idées comptent qui font partie de sa substance, de sa personne — les idées incarnées. — L'incarné dans le domaine littéraire c'est le style.»

Und in einer kritischen Auseinandersetzung Emil Staigers mit Günther Müller verrät er uns eine erstaunliche Offenheit und wissenschaftliche Unvereingenommenheit, eine Einstellung, die uns auch deshalb erfreulich erscheint, weil sie einmal aufräumt mit einem falsch verstandenen, das natürliche Wachstum hemmenden Klassizismus, weil sie mit der Ehrfurcht vor aller Vergangenheit sich für jede Überraschung aufnahmebereit zeigt:

«Es kann sich (also) nicht darum handeln, eine neue Literaturwissenschaft auf Goethe aufzubauen. Schon der Begriff «Gestalt» ist gefährlich, weil er auf die Anschauung bezogen ist und zunächst auch nur für das mit Augen zu Sehende gilt. Wir sagen lieber wie bisher «Stil» und verstehen darunter jenes «Wesen», das sich ebenso im Rhythmus, in der Syntax wie im Wortschatz und in den Gedanken offenbart. Es ist nicht nötig, daß die Stilkritik ihr eigenes Tun begreift. — Beobachtung, Erkenntnis ist auch möglich, ohne daß die Voraussetzungen solchen Erkennens durchsichtig sind. Wenn sie sich aber um ein Verständnis ihrer Arbeitsweise bemüht, so ist dies einzig möglich auf dem Boden einer Ontologie, die dem Cartesischen, dem antiken oder dem christlichen Weltentwurf nicht minder seine Stelle anweist als der Goetheschen Natur. — Gefährlicher aber ist nichts als die Schlingen, welche die Sprache, als Bestand von festen Wörtern, der wissenschaftlichen Forschung legt.» (II/3.)

Neben den stilkritischen Arbeiten stehen jene «synoptischen» Aufsätze, die von irgend einer Stileigenart oder einem Motiv aus zum Ganzen vorschreiten; wir nennen hier etwa Franz Stoessls «Amphitryon» oder Emil Staigers Aufsatz über das Pathos. So fruchtbar solche Betrachtungen sein können, sie führen bisweilen auch zu gefährlichen Verallgemeinerungen, zu Simplifikationen, denen nach unserer Meinung Theophil Spoerri in seiner Betrachtung «Stil der Nähe, Stil der Ferne» (II, 1) nicht ausgewichen ist. Auch die reine Stilkritik kann zu Gewalttätigkeiten führen, wie dies hie und da in den *Miszellen* zutage tritt: einzelne, aus ihrem epischen oder lyrischen Connex herausgerissene Sätze vermögen wohl dem Kenner das typische Wesen des betreffenden Dichters und seiner Zeit blitzartig zu beleuchten, aber ob sie den unvertrauten Leser weiterführen, ob sie ihm den Weg zur unvoreingenommenen Erkenntnis erleichtern, möchten wir bezweifeln.

Aber all dies fällt kaum ins Gewicht neben den vielen beglückenden Kleinodien der Interpretationskunst, durch welche Altbekanntes in neuer Fülle aufblüht und scheinbar Nebensächliches auf einmal in herrlichem Licht erstrahlt. Wir müssen es uns hier versagen, auf einzelne Leistungen einzugehen, weil jede Auswahl ungerechtfertigte Hintansetzungen zur Folge hätte. Auf alle Fälle aber hat das «Trivium» seinem ursprünglichen Ziel die Treue gehalten, nämlich dem «Dreiweg» in jenem zwiefachen Sinne zu dienen, daß seine Mitarbeiter sich ganz in den Dienst des dichterischen Kunstwerks gestellt und uns die drei großen «Kulturstraßen» der Schweiz und deren innerste Einheit bewußt werden lassen.

Karl Fehr.

Bin oder die Reise nach Peking

Von Max Frisch ist im Jahre 1943 ein Roman «J'adore ce qui me brûle» erschienen. Obwohl die heutige schweizerische Literatur arm an bedeutenden Leistungen ist, hat er nicht die verdiente Beachtung gefunden. Die meisten Kritiker haben es vorgezogen, auf einige — allerdings sehr gut sichtbare — Mängel hinzuweisen und von den ungewöhnlichen Qualitäten umfangreicher Partien zu schweigen.

Jetzt legt *Max Frisch* ein neues Werk vor: «Bin oder die Reise nach Peking», eine Prosadichtung, die sich weit über alle unreife Mühsal erhebt und, ein in seiner Art vollkommenes Gebilde, dichterisch rein in sich selber schwingt¹⁾. Dennoch ist zu befürchten, daß auch dieses Buch nicht nach Gebühr geschätzt werde. Denn innerhalb unseres gegenwärtigen Schrifttums nimmt es sich ziemlich fremdartig aus. Zwar der Widerspruch zwischen dem bürgerlichen Alltag und einer ursprünglicheren künstlerischen Existenz — derselbe Widerspruch, der Frisch schon in «J'adore ce qui me brûle» beschäftigt — wäre an sich ein Thema, das uns seit einigen Jahrzehnten fast allzu vertraut geworden ist. Aber die Art, wie der Dichter es anpackt, ist, mindestens bei uns, noch ungewohnt. Wer gleich wissen will, woran er ist, mag sich zuerst die an unauffälliger Stelle eingerückten Worte als Schlüssel in die Hand geben lassen:

«Wenn wir nicht wissen, wie die Dinge des Lebens zusammenhängen, so sagen wir immer: zuerst, dann, später. Der Ort im Kalender! Ein anderes wäre natürlich der Ort in unserem Herzen, und dort können Dinge, die Jahrtausende auseinanderliegen, zusammengehören, sich gar am nächsten sein, während vielleicht ein Gestern und Heute, ja, sogar die Ereignisse eines gleichen Atemzuges einander nie begegnen. Jeder weiß das. Jeder erfährt das. Ein ganzes Weltall von Leere ist zwischen ihnen. Man müßte erzählen können, so wie man wirklich erlebt.»

In dieser Weise wird hier erzählt, von der Realität des Bewußtseins also, in dem sich Traum und Wachen, Vergangenes und Künftiges, Ahnung, Gegenwart und Erinnerung wunderbar vermischen. Nach der Uhr handelt es sich um eine halbe Stunde vielleicht, erlebnismäßig um Fragmente eines ganzen menschlichen Daseins, dessen Grenzen ja wiederum nur kalendermäßig durch die Daten der Geburt und des Todes bestimmt sind. Bin jedoch, das ist der Geist des Traumes, der Sehnsucht, der uns immer wieder aus der allgemeingültigen Gegenwart ins Überschwängliche und Trunkene lockt, in jenes Reich des Glücks, das nach dem Wort von Schuberts Wanderer immer dort ist, wo wir nicht sind — ein Land, für das hier Peking steht, das immer gesuchte und nie erreichte.

Bewundernswert ist Frischs Kunst, die allgemein anerkannte Zeit zugunsten der «innern» — oder wenn man will des «temps vécu» — aufzuheben und das magische Geflecht des Bewußtseins mit zarter, mit höchst behutsamer Hand aufzudecken. Der Vergleich mit James Joyce, der vom Verlag in der Ankündigung gezogen wird, scheint mir freilich irreführend. Einmal wird man denn doch den gewaltigen Rangunterschied zwischen dem Dichter des «Ulysses» und dem Dichter dieses kleinen, lebenswürdigen Stücks nicht vergessen dürfen. Außerdem aber verschließt man sich damit Qualitäten, die ganz Frischs Eigentum sind, nämlich einer ungemein duftenden, träumerisch gleitenden Poesie, einer romantischen Musik, die mit erstaunlicher Geschmeidigkeit, alles feste Auftreten vermeidend, vom Leidig-Alltäglichen zum Köstlichen und Verheißungsvollen, vom Wehmütigen zum Ironischen übergeht und am Schluß, wo die allgemeine Wirklichkeit ihre Rechte wieder anmeldet, mit entscheidendem Wechsel des Tons rasch und klar hinausgeleitet. Ein sprachliches Taktgefühl, das die Prosa des Romans weit hinter sich läßt und heute ungewöhnlich ist! Die Szene mit dem Mädchen in der Tonne, die Geschichte vom

¹⁾ Atlantis-Verlag, Zürich 1945.

verhinderten Selbstmörder, das Zwiegespräch mit dem chinesischen Fürsten, den Abend im Konzert wird niemand vergessen.

Es wäre jedoch abwegig, einen «Inhalt» wiedergeben zu wollen. Alle Dinge und Geschehnisse sind nur Töne und Rhythmen der aus Traum und Wachen gemischten Bewußtseinsmusik und wollen nur als solche gewürdigt sein. Im Ganzen allerdings präsentiert sich dann die Menschlichkeit des Dichters, die Not und das Glück einer Seele, die vom Ursprung her leben möchte, dies aber in unserer Welt nicht vermag und doch, zu ihrem Heil, immer wieder von Bin entrückt wird und jene Verse von Rilke bewährt:

«Aber noch ist uns das Dasein verzaubert; an hundert
Stellen ist es noch Ursprung. Ein Spielen von reinen
Kräften, die keiner berührt, der nicht kniet und bewundert.
Worte gehen noch zart am Unsäglichen aus . . .
Und die Musik, immer neu, aus den bebendsten Steinen,
baut im unbrauchbaren Raum ihr vergöttlichtes Haus.»

Es ist klar, daß dieser «Bin» seiner ganzen Anlage nach etwas Einzigartiges bleiben muß. Niemand dürfte sich unterstehen, ihn nachzuahmen, auch Max Frisch selbst nicht. Er wird neue Wege suchen müssen. Wir sind gespannt, wohin sie ihn führen.

Emil Staiger.

Christus, eine dramatische Messe

Es war zu Beginn dieses Jahres in Muri. Eine Gruppe von Menschen — Künstler, Politiker, anmutige Frauen — fanden sich im Heim eines Gelehrten zusammen, um der Vorlesung einer neuen Dichtung zu lauschen. Jakob Klaesi, weitbekannt als Nervenarzt, legte Zeugnis ab von seiner orphischen Welt, die lange verschüttet gewesen und jetzt unter der Wucht der Zeit, des Krieges in rauschenden Strophen den Weg zur Gestaltung sucht. Er las seine dramatische Messe «Christus». Draußen tobte der Schneesturm an die Fenster, als Kontrapunkt zu dem dichterischen Bekenntnis im Raume.

Klaesis Christus ist die jüngste einer Reihe von chorischen Dichtungen, die angeregt wurden durch die Messe, deren Zusammenwirken von Altarhandlung und Chor für ihn das Vorbild lyrisch-dramatischer Mysterienspiele bedeutet. Nietzsches Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik verstärkte Klaesis Wissen um die rhythmische Kraft von Weihespielen. Die spärlichen Gestalten sind monumental gedacht, nach dem Vorbild des Aeschylos. Klaesis Dichtung gliedert sich in drei Abschnitte: Glaube, Opfer und Wandlung, Vereinigung mit Gott.

Zwei Gegenhöre tragen die Handlung, die geradezu geboren wird aus ihren Hymnen und Zwiegesängen. Leiden, Tod und Verklärung Christi ist allgegenwärtig. Der tragische Akzent aber liegt auf Judas. Der Jünger, der den Meister verrät, wird neu gedeutet und ins Grandiose gesteigert. Er erlebt die Tragödie des Hochbegabten, des Berufenen, der so tief wie Johannes die Größe seines Herrn erkennt, aber scheitert an seiner Aufgabe. Für ihn gilt das Wort des Faust: Die Botschaft hör' ich wohl, jedoch mir fehlt der Glaube. Aus Hybris wird er zum Verräter. Als er die Schuld getan, will er helfen, retten, sich opfern. Zu spät. Doch in seine furchtbare Seelennot fällt ein Schimmer der Gnade.

Die Tragödie des Ungenügens, «gewußt und nicht geglaubt», ist die Tragödie des Judas. Gleichnishaft für viele, die den äußeren Glanz erhofften, obgleich sie wußten, daß Christus ihnen den inneren, den Gottesfrieden bringen wollte.

Das ist die Inbrunst, die da wirkt und wirbt,
Indem sie lodernd zeugt und leuchtend stirbt.
Das ist der Glaube, der gewinnt und hält,
Wenn alles bricht und jäh zusammenfällt.

Das ist die Kraft, die gründet und entfaltet,
 Wenn dräuend schon der Tod das Leben spaltet.
 Das ist die Liebe, die da baut und bindet
 Und ihren Weg durch Tod und Dunkel findet.

Klaesis Dichtung hat einen starken Atem. Sie ist nun in Buchform erschienen, edel ausgestattet vom Verlag Paul Haupt in Bern. Das symbolische Umschlagbild zeichnete Hans A. Fischer. Die dramatische Messe legt Zeugnis ab von schwerem Ringen in schwerer Zeit und von lichtvoller Hoffnung auf einen neuen Tag.

Richard B. Matzig.

Aus der italienischen Schweiz

Carlo Sganzi, ein Auserwählter unter den Tessiner Intellektuellen, vielverehrter Lehrer der Philosophie und Pädagogik an der Hochschule Bern, vereinigt in der Broschüre «*Dal profondo*» vier Reden und Aufsätze¹⁾. Aus der Tiefe eines durch die politischen Verirrungen der letzten Jahrzehnte und dem daraus entstandenen Weltwirrwarr Erschütterten bieten diese Seiten eine zeitgemäße philosophisch-politische Kopfklärung, eine nachdrückliche Charakteristik des Helvetismus, der Demokratie nach Schweizerart als einer stetsfort zu lösenden Aufgabe; eine im Geiste Montesquieus — «*Je suis homme avant d'être Français*» — geformte Absage an jeglichen Nationalismus als kollektiven Ehrgeiz, als menscheitsgefährdende Überheblichkeit; eine hochgemute Einreihung der italienischen Schweiz ins eidgenössische Ganze; eine Forderung an die schweizerische Erziehungsarbeit, an die schweizerische Schule. In Sachen der Erziehung und des Unterrichtes, betont Sganzi, ist wesentlich die Grundeinstellung, die gesunde Gesinnung der Jugend gegenüber; pädagogische und didaktische Fehler werden immer mitunterlaufen; entscheidend ist, daß der Erzieher, der Lehrer lebendig zu leben versteht in natürlichem, stets erneutem, intensivem Kontakt mit der eigenen Umwelt, daß er es versteht, bei aller Hochhaltung des Absoluten, der Norm, der Maßstäbe, die Relativität der Realität tapfer hinzunehmen und dennoch zu glauben, zu wollen, freudig zu wirken.

Im Gegensatz zu andern, ebenfalls verdienten Tessiner Rufem erscheint Sganzi durch die Zugehörigkeit zum lateinischen und katholischen Kulturkreis keineswegs befangen, keineswegs für germanisches und für reformiertes Wesen unaufgeschlossen. Seine kleine großzügige Schrift ist ein Zeugnis charakterhafter Unvoreingenommenheit, immerwährenden Wachseins des Gewissens, nimmermüder Wahrheitssuche, ist das unerschrockene undogmatische Bekenntnis Eines, «*che vede in profondità ed in estensione*», der «in die Gründe schaut und in die Weiten». —

Auch im Tessin wird erfolgreich an den dringend nötigen «*Editiones Helveticae*» für Mittelschulen gearbeitet. Als erster Band erschien eine durch den geschätzten Altphilologen Prof. *Romano Amerio* in Lugano besorgte italienische Homerausgabe, das heißt eine kommentierte Auswahl aus Montis Übersetzung der Ilias und aus Pindemontes Übersetzung der Odyssee, welche beide ja auch der italienischen Klassikerlektüre zugehören. Ein sorgsam komponiertes Schulbuch, das, wie den tessinischen, so den Gymnasiasten Neu-Italiens treffliche Dienste leisten wird²⁾.

Aus der anthologisch so emsigen Werkstatt Prof. *Giuseppe Zoppis* in Zürich folgt Band 1 einer zweibändigen Lese moderner Prosa und Poesie für untere Mittelschulen³⁾. Im Vorwort legt Zoppi den Lehrern seine Absichten dar und jedem der

¹⁾ *Dal profondo*. Edizione «La Scuola». Bellinzona, Leins e Vescovi.

²⁾ Omero. *Bрани scelti nelle versioni di V. Monti, I. Pindemonte*. Con introduzione, collegamenti e chiose e con un saggio della versione dell'Odisea di Fr. Soave. Grassi, Bellinzona.

³⁾ *Novella Fronda*. Antologia di prose e poesie moderne. Vol. I. Eb. (Für

drei Teile schickt er eine an die Schüler gerichtete freundliche und nützliche Einleitung voraus. Die Verfasser stellt er jeweilen kurz vor und jedes einzelne Lesestück versieht er mit Fußnoten, über deren Opportunität einem allerdings da und dort Zweifel auftauchen. Gewiß ließe sich der Standpunkt vertreten, daß außer den nötigen Erläuterungen zu Vereinzelttem, Fernliegendem aus Geschichte, Kulturgeschichte etc., ausschließlich solche Worte und Wendungen erklärt werden, die der Schüler in seinem obligatorischen Wörterbuch nicht vorfindet, und daß ästhetische Würdigungen völlig dem Lehrer anvertraut bleiben, der sie übrigens, im Arbeitsunterricht, aus den Schülern selbst hervorzulocken versteht. (Nicht umsonst warnte der kultivierteste unter den Didaktikern, Wilhelm Münch, vor dem «papierenen Mitlehrer».)

Volle Anerkennung wird fast durchweg die Textauswahl erfahren. Der erste Teil, «Stimmen aus aller Welt», berichtet Mythen und Legenden und die Abenteuer Don Quichottes, Münchhausens, Tartarins; der zweite, ausgiebigste Teil, «Jugendliche wie ihr», enthält Erzählungen, deren junge Helden die Schüler wohl besonders zu fesseln vermögen; der dritte Teil, «Im Grünen», führt in die Natur hinaus, zu den Bäumen und zu den Tieren hin, auch zu einer, in behaglichen Dialektversen geschilderten Henne. Schade, daß zu diesem Dialektdokument Giovanni Bianconis sich nicht noch ein paar andere gesellen: der Genuß guter Mundartgedichte als sonderartiger Kunstwerte müßte dazu beitragen, im Tessiner Nachwuchs die Liebe zum heimisch Echten anzufachen. Jedenfalls würde man für ein träfes Mundartgedicht Bianconis oder Maspolis auf das präziöse Sonett «Il tesoro» und auf die etwas holperig versifizierte Puschlaver Legende gerne verzichten. In der Hauptsache wird Zoppis heiteres Wahlwerk die Schüler von zwölf bis vierzehn Jahren sehr erfreuen, erfreulich belehren, erfreulich ihnen Herz und Geist öffnen für viel Schönes, Wissenswertes, und, bei geeignetem Vorgehen des Lehrers, wird es ihre Sprach- und Sprechschulung wesentlich fördern. Fördern könnte diese Anthologie auch, in Mußestunden, den Selbstunterricht, die selbsteigene Weiterbildung hiesiger erwachsener Italienischbeflissener, vorausgesetzt, daß ihnen die Beweglichkeit für eklektische Aufnahmebereitschaft erhalten blieb. —

Unter dem Patronat der «Pro Grigioni Italiano» und unter der Leitung Don Felice Menghinis wurde in Poschiavo eine «Collana di varia letteratura» gegründet: «L'ora d'oro», «Die goldene Stunde». Gleich das erste Bändchen dieser Sammlung greift hoch mit einer Auswahl aus *Petrarcas* Liederbuch ⁴⁾. Auf die edel patinierte Stimme des Klassikers folgt, im zweiten Bändchen, die junge Stimme eines heutigen Italieners, des Lombarden *Piero Chiara*, auf die Vollendung des Kunsterfahrens, das scheue Tasten des Anfängers, der Versuch eines reinen Herzens, sich zu erkennen, zu bekennen, Eindrücke aus verschiedenen Zonen — Toscana, Lombardei, Tessin, Jura, deutsche Schweiz —, verschiedenerlei flüchtige und doch bestimmende Erlebnisse in schlichten reimlosen Versen, festzuhalten, zu sichten, zu klären, zu deuten. Eine erst in zagen Umrissen sich abzeichnende Dichterpersönlichkeit, indes, sie verdient unser vertrauendes Zuwarten ⁵⁾.

Auch eine jugendliche lombardische Frauenstimme dankt einem Organ unserer Helvetia Mediatrix, der «Collana di Lugano», ihre vernehmbare Entfaltung ⁶⁾. *Giannina Angioletti*, durch den einstigen Solaria-Redaktor Giansiro Ferrata fachmännisch feinsinnig eingeführt, beglückt uns mit ihrer naiven oder doch naiv wir-

die ganze Reihe ist offenbar ein silbergrauer Einband vorgesehen. Warum nicht etwas mehr Farbenfreude, gerade für die Schule, gerade für die Jugend?)

⁴⁾ Francesco Petrarca. Rime scelse dal Canzoniere. Con una introduzione di Aldo Borlenghi. «L'ora d'oro», Poschiavo.

⁵⁾ Incantavi. Eb. (Incantavi ist der Name einiger Hütten im Hügelgebiet von Varese.)

⁶⁾ Nascemmo ignari di tutto. «Collana di Lugano», Nr. 14.

kenden Unmittelbarkeit. Sie erlebt auf ganz eigene wehe Weise und ebenso spricht sie sich aus: in traditionsfreien, dem inneren Drängen folgenden stimmungsschweren Rhythmen und Reimen. Daß ihre noch kunstarmen, aber poesiedurchzitterten Gedichte nicht nur eine einmalige Ausdrucksnotwendigkeit und -möglichkeit waren, sondern eine holde Verheißung, beweist uns Gianninas unlängst veröffentlichtes Gedicht «Karusell»⁷⁾; selbst ein großer Deuter des weltentrückenden Spielzeuges, ein Rilke, hätte wohl diese köstlichen Verse mit lobendem Lächeln belohnt⁷⁾.

Elsa Nerina Baragiola.

Frühe Freunde des Tessins

Erst als 1882 die Gotthardbahnzüge zu laufen begannen, fühlten sich die Tessiner, die doch schon 1798 nichts anderes als «Liberi e Svizzeri» hatten sein wollen, aus ihrer Isolierung befreit. Vorher hatte wohl die Gotthardpost sie mit dem nord-alpinen Hauptharst der Eidgenossen verbunden; aber die Post war doch im großen ganzen das besondere Verkehrsmittel von Leuten mit gefülltem Portemonnaie geblieben. Die emigrierenden Saisonarbeiter und die zum Militärdienst einrückenden Soldaten der Spezialwaffen walzten zu Fuß auf der Gotthardstraße nach ihren Bestimmungsorten und später wieder heim. Über den Gotthard führte bis Anfang der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts ein bloßer Saumweg. Man wußte hüben und drüben wenig voneinander und erfuhr von Geschehenem meist erst dann, wenn es bereits überholt war. Bis 1798 waren die Landschaften jenseits des Gotthard Untertanengebiete regierender Orte der Alten Eidgenossenschaft; bis in die jüngste Zeit starben die Eidgenossen alemannischer Zunge leider nicht aus, welche die Tessiner als ein kulturell zurückgebliebenes Volk belächeln zu dürfen glaubten. Dabei hatten doch literarische, wissenschaftliche und politische Publikationen des 19. Jahrhunderts in zunehmender Zahl längst mit der so nötigen Aufklärungsarbeit eingesetzt.

Gab es jedoch solche Schriften nicht schon vor 1798, als die Gnädigen Herren und Oberen des Ancien Régime noch drüben walteten? Gewiß gab es sie, und Kenner wußten längst darum. Derartige Zeugen als «*Frühe Freunde des Tessin*» durch Ausschnitte aus ihren Schriften und Briefen den heute lebenden Generationen vorzustellen und damit das Tessin von Anno dazumal in helleres Licht zu rücken, war der vorzügliche Gedanke von *W. A. Vetterli*, und er hat ihn in geradezu ausgezeichnete Weise durch eine ungemein ansprechende, fesselnde kleine Quellensammlung verwirklicht¹⁾.

«Quellensammlung» — der Leser mag, wenn dies trocken klingende Wort zu seinem Ohr dringt, an eine nüchterne Aktenpublikation denken, deren Herausgeber vom Streben nach sachlicher, zeitlicher und personeller Lückenlosigkeit in allem Wesentlicheren besessen war. Vetterli traf jedoch eine strenge Auswahl, vor der nur das Allerbeste bestand.

Seine Sammlung beginnt mit einer Beschreibung der Vogtei Luggarus aus dem «Regiment Gemeiner loblicher Eydgnoschafft» (*De republica Helvetiorum*) des Zürchers *Simler* (1530—1576) und läßt dann den Basler Ratsherrn *Faesch* (1638—1706) mit einer Auswahl aus dessen «Jenseits Bürgischen Reiß Beschreibung» zu Worte kommen. Wie der Herausgeber selbst bemerkt, ist es «kein Zufall, daß der erste ausführliche Bericht einer Reise ins Tessin aus der Feder eines Syndikators stammt». Alle Jahre trafen sich die Herren «Ehrengesandten» oder «Syndikatore» der Dritthalb-Orte Uri, Schwyz und Nidwalden zum Syndikat in den Landvogteien Bellenz, Bollenz und Riviera, die der Zwölf Orte in den Herrschaften Lauis, Mendris, Luggarus und «Maienthal», allwo sie, während der Zeit ihrer Anwesenheit die höchste Staatsautorität, die Amtsführung der Landvögte während des abgelaufenen Jahres

⁷⁾ *Corriere del Ticino*, 25. V. 1945.

¹⁾ Artemis-Verlag, Zürich, 1944. Mit 11 Abbildungen nach alten Stichen.

überprüfen. So braucht man sich denn nicht darüber zu wundern, daß der Bericht von Faesch über seine Tessiner Syndikatsreise im Sommer 1682 sich wenig mit der Landschaft und viel mit der Verwaltung befaßt. «Was aber seine Reisebeschreibung lebendig, ja unterhaltsam macht», sagt Vetterli mit Recht, «ist, neben dem wertvollen Einblick in die damaligen Verhältnisse und die landvögtliche und syndikatorische Rechtssprechung, das Bild eines Magistraten vom alten Schrot und Korn, das aus diesen vergilbten Seiten entsteht.»

Mit einer Auswahl aus den «Beyträgen zur nähern Kenntniß des Schweizerlandes», die der Zürcher Pfarrer *Schinz* (1745—1790) als kostbares Vermächtnis hinterließ, stellt uns Vetterli einen echten Forscher aus der Höhezeit der Aufklärung vor. Im Sinn und Geist J. J. Bodmers benützte Schinz seinen zweijährigen Aufenthalt in Locarno, wohin ihn der Zürcher Landvogt Johann Ludwig Meiß einlud, um immer wieder wochenlang die Landschaft zu durchstreifen und sich neue Einblicke zu verschaffen, weil er alles selbst auskundschaften wollte. Seine Schilderung gibt allerdings das Unwesentliche so getreulich wie das Wesentliche, aber sie ist so lebensnah wie kein Bericht vor ihr. Dabei erweist sich Schinz als ein scharfblickender Beobachter von Natur und Menschen. — Nur als Naturbegeisterter erscheint der Maler und Radierer Johann Heinrich *Meyer* (1755—1829), ein geistiger Schüler Salomon Geßners, in seiner «Mahlerischen Reise in die Italienische Schweiz», von der uns Vetterli mit Fug und Recht nur einige Seiten vermittelt, dies sozusagen als Besonderheit.

Den Beschluß des Buches bilden der Berner Karl Viktor *von Bonstetten* (1745—1832) und die ihm befreundete Dänin *Friedrike Brun* (1765—1835), deren Beschreibungen des Tessins streckenweise aus dem Gedankenaustausch während ihres gemeinsamen Erlebens der zauberhaften Szenerien erwachsen sein mögen. Bonstetten für seine Person legte sie in seinen «Briefen über die italienischen Ämter Lugano, Mendrisio, Locarno, Valmaggia und einige andere Gegenden in der Schweiz» nieder. Mit ihm, der als stark von der Aufklärung beeinflusster Berner Syndikator die Zwölförtischen Landvogteien bereiste, nicht ohne sich auch in den Dritthalbörtischen umzusehen, erreichte nach dem Dafürhalten Vetterlis, dem wir die Zustimmung keineswegs versagen dürfen, «die Darstellung des Landes Tessin ihren Höhepunkt und die größte Verfeinerung», «die im 18. Jahrhundert überhaupt möglich war». Als Naturschilderer entwickelt er eine bildhafte Kraft der Sprache, die seine Schilderung dem Gemälde nahebringt. In dieser Meisterschaft übertraf ihn allerdings Friederike Brun im «Tagebuch einer Reise durch die östliche, südliche und italienische Schweiz». Im Gegensatz zu Bonstetten, der auch über die Verbesserung des Loses der Tessiner Bevölkerung eifrig nachsann und mit herbem Tadel über die liederlichen eidgenössischen Verwaltungen nicht sparte, beschränkte sie sich auf den Genuß der Naturschönheiten und die Freude an den einfachen, gefälligen Menschen.

In seiner Weise vermittelt uns Vetterli so etwas wie eine durch zwei Jahrhunderte schreitende, sich auf einen schmalen Sektor beschränkende, aber immer tiefer forschende Kulturgeschichte. Dabei sucht er nicht nur politisch, wirtschaftlich und geistig-kulturell das Tessin des 17. und namentlich des 18. Jahrhunderts unserem Verständnis näherzurücken, sondern Brücken zum allgemeinen Sein jener Zeit aufzuzeigen. Manches liest sich wie eine Geschichte des Reisens und des Verkehrs. Vetterlis Einleitungen zu den verschiedenen Auswahlstücken werten sich als feingezeichnete kulturhistorische Sketches, die der Künstler bis auf das Letzte in sorgfältigster Linienführung ausgearbeitet hat. Ungemeine Präzision ist seinen wissenschaftlichen Erklärungen und Belegen eigen; nur wenig bleibt, was der mit dem Stoff vertraute Leser sich dazuwünschen möchte.

Mit einem nachhaltigen Gefühl der Bereicherung und der Dankbarkeit legt man das Werklein zu denjenigen Büchern, die man immer wieder hervorholt.

Otto Weiss.

Götzendämmerung?

Heute herrscht eine wahre Manie, einerseits zu vergöttern, andererseits zu vergötzen. Vor nichts wird Halt gemacht. Jedes Maß, ja jede Besinnung scheint vergessen. Gutes wie Böses wird ungeheuer verallgemeinert. Ganze Völker werden als Engel oder Teufel dargestellt. Wenige sind innerlich frei genug, sich dieser Extreme unbewußter Selbstbefleckungen und Sadismen zu enthalten. Während in England schon beinahe Gleichgültigkeit überhand nimmt und bei uns wenigstens vereinzelte Stimmen zu bremsen suchen, kann man noch jeden Tag auf der Straße, in den Zügen, überall christliche Frauen hören, die sich des Friedens nicht freuen, solange nicht den Männern, denen sie den Krieg einzig zur Last legen, ein qualvoller Tod zugefügt werden kann. Die Rache dieser Christinnen will entstellte Leichen sehen. Auf einen Namen besonders wird ein fast beispielloser Haß gehäuft; man sieht sich selbst in den düstersten heidnischen Zeiten vergeblich nach grausameren Drohungen um. Doch, ein einziges Beispiel mag es geben: den greuelvollen Söldnerkrieg 241—237 v. Chr., den Polybios und nach ihm Flaubert in seiner «Salambo» schilderte. Endlich hatte Karthago gesiegt und die barbarischen Söldner vernichtet, ihren Anführer Matho gefangen. Eine allgemeine, maßlose, wahnwitzige Freude herrschte, überall empfand man den Beginn eines neuen Daseins, den Hauch eines großen Glückes; als Friedensfest wird die Hochzeit Salambos, der Tochter des Feldherrn Hamilcar, vor dem ganzen Volk gefeiert und dieses darf überdies Matho zu Tode quälen. Damit ganz Karthago sich an diesem höchsten «Genuß» beteiligen kann, ist eine Marter vorgesehen, bei der alle Hände und alles karthagische Eigentum ihn stechen, klemmen, brennen können. Der Rat bestimmte, der Gefangene solle mit auf den Rücken gebundenen Händen von seinem Kerker bis zum Hauptplatz gehen. Gespannte Ketten hielten das Publikum soweit zurück, daß es ihn nur mit den Fingern zu erreichen vermochte; es war auch ausdrücklich verboten, ihn so zu treffen, daß seine Qual durch raschen Tod verkürzt werde. — Fühlt die zarte Leserin Mitgefühl? Entsetzt sie sich? — Warum nicht gar! Eher greift sie jetzt zu jenem Buch, um die grausamsten Einzelheiten nachzukosten. Der Historiker Polybios hatte noch geglaubt, jener Sklavenkrieg sei der denkbar greuelvollste gewesen. Wie wenig ahnte er alle noch möglichen Fortschritte! Wie arm war Karthago, da es noch keine Bildreporter besaß!

Ungeheures ist ohne Zweifel geschehen, fast Unglaubliches in einem Land, dessen Kultur einst sehr hoch stand und dessen Bevölkerung im allgemeinen eher gutmütiger war als jene anderer Staaten. Was dennoch hier geschah, wird auf Generationen hinaus die Beurteilung eines Volkes vergiften und jeden moralischen Aufschwung höhnischem Zweifel preisgeben. Nun wird das früher törichte, ungerechte Wort «barbarisch» auf Jahrhunderte hin gerechtfertigt scheinen. Doch in all dem liegt eine der furchtbaren Gefahren, die in uns trotz Waffenstillstand keine Freude aufkommen lassen. Unser vom Krieg hoffentlich endgültig verschontes, den furchtbaren Zwang und die entsetzliche Not anderer Völker kaum ahnendes Land beginnt in Greuelvorstellungen zu schwelgen. Statt zu unterscheiden, verallgemeinern wir, statt zu mildern, übertreiben wir. Die zahllosen Möglichkeiten des Irrtums und der Selbsttäuschung werden nicht mehr gesehen, obwohl uns die über die Schweiz selbst verbreiteten Greuelnachrichten warnen sollten. Heute findet jedes Bild Glauben, während man sich noch im spanischen Bürgerkrieg von den scheußlichen Photos, die damals von fascistischer Seite verbreitet wurden, zweifelnd abwandte. Damals bezeichnete man grauenhafte Szenen, die sich auf Rotspanien bezogen, als Propaganda; damals hörte man Mordtaten in Barcelona mit Werfels Satz verteidigen: Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig. — Jeder Zeuge, jeder Berichterstatter müßte sich ernstester Verantwortung stets bewußt bleiben, auf die Gefahr hin freilich, um seiner Erlebnisse willen weniger bewundert zu werden oder die Gier der Auftraggeber enttäuschen zu müssen. In einem nüchternen,

soliden Land sollte sich perverse Sensation nicht bezahlt machen . . . Mit Schopenhauer sollten wir einsehen, daß jeder Mensch nur erkennt, was er will; Wille und Wunsch überwiegen weit das Erkennen. Wir pflegen auch unsere «Freiheit» zu überschätzen; sie gleicht oft nur jener des Bahnbeamten, der im fahrenden Schnellzug nach Olten stolz darauf wäre, durch alle Wagen in Richtung Zürich zurückgehen zu können, während der Zug nach Bern eilt. Nebenbei berichtete jüngst ein Wochenblatt von einer «kleinen absichtlichen oder zufälligen Verwechslung», indem sich das «Bild eines Massengrabes aus einem Konzentrationslager» als Grab typhuskranker Soldaten aus dem ersten Weltkrieg herausstellte. Ein Umblick in der Geschichte ist trostlos, kein einziges Volk ist von Unmenschlichkeiten frei. Nach den an scheußlichen Ausschreitungen seitens beider Gegner reichen Kämpfen zwischen Franzosen und Wallisern im Juli 1799 boten Dörfer wie etwa Varen bei Leuk ein Bild derart grausamer Verwüstung dar, daß kaum unsere technisch doch so fortgeschrittene Zeit Furchtbareres aufzuweisen vermag. Vermöchten wir für die Menschlichkeit eines jeden von uns in jeder Not zu bürgen? Kriege waren stets besonders grausam, wenn sie nicht bloß um Land und Macht geführt wurden, sondern wenn es sich überdies um eine Religion oder eine Weltanschauung — oder auch um deren Schein — handelte. Man erinnere sich etwa, wie das «Christentum» mit Bluthunden und Scheiterhaufen von Cortez und Pizarro und ihren Helfern schuldlosen Mexikanern und Peruanern aufgedrängt wurde. Andererseits ist schwer zu glauben, daß die deutschen Denker und Patrioten des 19. Jahrhunderts alle nur Dummköpfe oder Barbaren waren.

Kant meinte, der Krieg sei besonders dadurch schlimm, *daß er mehr böse Menschen mache als er deren wegnehme*. Solch' furchtbarer Aussicht müssen wir uns entgegenstemmen. Frei wäre, wer auch einmal gegen den Strom schwimmen kann. Nicht durch Grausamkeit, Überhebung und inneren Zwist führen wir den noch fern liegenden Frieden herbei. Die kommende Zeit kann für die Schweiz vielleicht gefährlicher werden als selbst die Umklammerung im Krieg es war. Die vielbetonte Bewährung von Heer und Führung kann vielleicht noch härteren Proben ausgesetzt werden. Stelle man sich nur vor, ein übermächtiger Gegner unserer neutralen Unabhängigkeit käme von unvermuteter Seite her — nicht nur begünstigt von einigen Landesverrätern und wenigen zur Mitarbeit Willigen, sondern beinahe ersehnt von ganzen Brigaden fünfter Kolonnen. Wären wir, wäre z. B. Frankreich solch' ungeheurer Bewährung nationaler Disziplin gewachsen? —

Wir müssen auch darüber klar sein, daß keines der Völker, die wirklich gelitten haben, die Schweiz inskünftig lieben wird. Allen werden wir zu wenig oder zu sehr neutral gewesen sein; man wird uns sogar unseres Verschontseins wegen hassen. Auch das allerbefreundetste Land, dem wir über die Grenzen unserer Leistungsfähigkeit hinaus heute Wohltaten zu erweisen suchen, würde sich egoistisch von uns abkehren. Ferner ist vor auszusehen, dass bei Öffnung der Grenzen Millionen elender, haltloser, von Verzweiflung und Ekel erfüllter Menschen in die Schweiz strömen würden. Unser Land würde, in Umkehrung eines physikalischen Gesetzes, wirken wie ein Vakuum . . . Selbsterhaltung wird auf Jahrzehnte hinaus zu Grenzschutz zwingen, ganz gleichgültig, welches dann die Regierungsform des Nachbarn sein wird. Grenzschutz aber wird vom besiegt und verelendeten Volk als Unmenschlichkeit und Ungerechtigkeit empfunden werden und den Haß gegen die Glücklicheren steigern. Vermehren wir ihn unsererseits nicht! Für Deutschland ist tiefe Einsicht in seinen grauenhaften moralischen Verfall notwendig; ihm muß voll bewußt werden, wie tief es sank und daß es von allen Völkern verabscheut wird. Jeder Deutsche muß z. B. auch einsehen lernen, daß die feindlichen Luftwaffen nur taten, was seine eigene begann und nur zu gern fortgesetzt hätte. Aber die andern Völker mögen in ihrer eigenen Geschichte forschen und bescheiden erkennen, daß wilde Tiere in allen schlummern. Ihr edleres Menschentum beweisen sie nicht durch sadistisches Wühlen in den Greueln der Unterlegenen. Wäre es demokratisch,

für die Sünden einzelner, mögen es Hunderte oder gar Tausende oder eine ganze Partei sein, die Völker selbst zu verurteilen? — Während des Krieges verhindertes Heldentum glaubt heute durch Lärm und bubenhafte Zerstörungen sich nachträglich zeigen zu müssen. Auch eine durchaus unschweizerische, undemokratische, unfreie Gesinnungsschnüffelei setzte ein. Analphabeten beurteilen wissenschaftliche und künstlerische Leistungen vom Gesichtspunkt eines möglichen «Kollaborationismus» aus, mit einer geradezu erstaunlichen Kurzsichtigkeit für die Balken im eigenen Auge. Kann man glauben, daß die Russen in leitenden Stellungen deutsche Gelehrte und Dirigenten verwenden, die bei uns keinen Vortrag halten dürften?

Auf schroffer Felsenklippe stand eine Hütte, in der bei ungeheurem Sturm zehn Wanderer Zuflucht suchten. Donnernd stürzten Steinblöcke und Lawinen nieder. Immer näher bedrohten sie das kleine, schwankende Haus. Da meinten die Insassen, der Himmel wolle sie für eine Untat strafen. «Wir müssen einen Verbrecher unter uns haben!» Und sie einigten sich, daß der zuletzt Gekommene dieser Bösewicht sei, und sie jagten ihn fort. Kaum war er draußen, als ein Fels losbrach. Er zerschmetterte die Hütte mit den neun selbstgerecht Zurückgebliebenen.

Friede kommt nicht durch Haß. Mögen vor allem die begnadeten Neutralen dafür sorgen, daß an Stelle verschwundener Götzen nicht andere, noch gefährlichere Macht über das arme Europa gewinnen. Die meisten Menschen brauchen Götzen — helfen wir, daß sie einmal Götter werden oder das Reich Gottes käme.

Karl Alfons Meyer.

Umbruch

Wie Goethe ist Deutschland zweiseelenhaft. Es vereinigt in sich Slaventum und Romanentum zum Germanentum, dessen Merkmal gerade ein ewiger innerer Zwiespalt ist. Dies kann in seiner geographischen Lage zwischen Ost- und Westeuropa gar nicht anders sein. Daraus erklärt sich auch seine große Beeinflußbarkeit und Beeinflussung sowohl durch den Westen mehr in den letzten Jahrzehnten, als auch durch den Osten mehr in der — Zukunft.

Die allgemeine Ahnung Westeuropas von einem vermehrten Einfluß Rußlands ist nicht von ungefähr. Im Verhältnis zu seinen Energiequellen materieller und seelischer Art hat sich Westeuropa viel mehr aufgebraucht als Osteuropa. Darum vermag es nach dem erschöpfenden doppelten Aderlaß in diesen beiden Weltkriegen Rußland gegenüber kriegerisch und geistig nur ungenügenden Widerstand entgegenzusetzen. Nicht nur das ungleiche Energieverhältnis erzeugt diese Überflutung durch russischen Einfluß, sondern auch die Tatsache, daß Westeuropas Weltanschauungen vielleicht im Augenblick die erschöpften Volksmassen weniger anzusprechen scheinen als diejenigen des großen Ostens.

Aber Staatsformen vermögen nicht mehr, als dem betreffenden Volkscharakter mit seinen ihm eigenen Ideen mehr oder weniger Durchschlagskraft und Expansion zu verleihen. Sie sind bloßer Firnis auf der ewigen Gestalt der Volksseele. Der Kommunismus kann ebenso vergänglich sein wie der Nationalsozialismus. Aber was immer war und immer bleibt, ist die russische Seele, ebenso wie der deutsche Idealismus alle Verirrungen, Verführungen und Niederlagen überleben wird.

Und hier öffnet sich dem russischen Einfluß ein weiteres Tor: In diesen beiden Weltkriegen hat von allen Staaten Europas Deutschland am meisten von seiner Seele hergegeben. Der deutsche Geist ist nun unter Regime und Krieg verkümmert. Und das ist ein weiterer Grund, daß Deutschland nun eine große Ruhe- und Erholungszeit brauchen wird, in der es brachliegen muß, stumm und bevormundet. Der deutsche Körper wird erschöpft sein, aber nach dem großen Erwachen braucht die deutsche Seele dringend Nahrung. Und weil der seelische Reichtum der Westmächte verbraucher ist als derjenige Rußlands, weil außerdem die russische

Seele mit dem übersinnlichen Element enger verbunden ist, wird sie das am besten geben können, was Deutschland brauchen wird: etwas, wodurch es sich hinwenden kann von der grausamen Wirklichkeit in eine vielleicht mehr mystische Welt.

Und hier wird die erste Saat ausgestreut. Das zerfallene Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg war es, das einen Meister wie Bach hervorbrachte, die Vorklassik als Begründerin unserer zu Ende gehenden Kulturepoche.

Wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß nach der großen Resignation Deutschland so gut wie in früheren Jahrhunderten seine eigenen Formen wieder finden wird. Aber der ungeheure Kräfteverbrauch, den Deutschland heute leistet, wird doch erst an der großen stummen Zeit zu erkennen sein, die vielleicht über die nächste Jahrhundert- und Jahrtausendwende hinaus andauern wird. Gewissermaßen tragisch wird es dadurch wieder in den alten Rückstand gegenüber dem übrigen Europa versetzt, den es dadurch in der ganzen Geschichte heraufbeschwor, daß es sich immer viel extremistischer ausgab, wodurch zeitweise die kulturelle Entwicklung stillzustehen, wenn nicht rückschrittlich zu sein scheint. So wird sich Deutschland nicht nur viel später erholen, sondern auch später erst in einem neuen Wiederaufbau einsetzen — in einem Wiederaufbau nicht der alten, sondern einer neuen Kultur. Es kann aber auch dann Deutschland vorbehalten sein, diese neue Kultur auf einen Gipfel zu führen.

*

Wir wollen uns nicht auf den Richterstuhl setzen. Wir wissen nur, daß wir eine große Verantwortung tragen, wenn wir uns daran beteiligen, aus einer alten Welt eine neue zu machen. Vielleicht, daß wir die neue in ihrer Entfaltung nicht mehr sehen werden. Aber weil wir als eine der letzten Generationen die alte noch gekannt haben, sind wir berufen, den großen Übergang herzustellen, der für die kommenden Jahrhunderte von so entscheidender Bedeutung sein wird. Die Gegenwart gründet in der Vergangenheit und die Zukunft in der Gegenwart. Darum überdauert unser Lebenswerk unsere Lebensdauer.

Und in dieser Zeit der Umwälzung wird unserer Generation eine Ahnung zuteil, daß es im Schöpfungskosmos Mächte gibt, die im Interesse des Schöpfungsplanes alles Lebenabbauende zerstören und alles Lebenaufbauende unterstützen. Wir können sowohl in unserem eigenen Leben als in der Geschichte erkennen, wie seltsam es ist, daß jede Art von Herrenmenschentum, wenn sie sich gegen Mitmensch und Schöpfungsgedanke richtete, zerfallen *mußte*, und wie andererseits jede Unterstützung des Lebensprinzips meistens und merkwürdig oft von Erfolg gekrönt war. Auf dem Volk, das sich anmaßt, andere Völker als lebensberechtigte Bestandteile einer gültigen Schöpfung zu leugnen, lastet Fluch. Auf dem, der sie anerkennt, Segen.

Bernhard von Fellenberg.

★ Bücher-Rundschau ★

Politik und Geschichte

«Neue Zürcher Zeitung 1933—1944»

Die «Neue Zürcher Zeitung» gibt durch die Feder ihres Chefredaktors einen Bericht über die Zeitepoche, da, wie es im Vorwort heißt,

«die Schweizerische Eidgenossenschaft den gefahrenreichsten Zeitabschnitt ihrer Geschichte seit der Gründung des Bundesstaates durchschritten»

hat — nämlich die Epoche vom Beginn des denkwürdigen Jahres 1933, da der Beginn des Nationalsozialismus, bis 1944, als zu Ende des Jahres das Ende des Weltkrieges